

## Neues von Thierse und Hitler

»Titanic«-Lesung

Von Thomas Blum

Es ist eine schon lange Zeit währende Tradition: Im Jahres- oder Halbjahresturnus, in der Regel ein paar Wochen vor großen Feiertagen (Ostern, Weihnachten, Tag des Jüngsten Gerichts) – denn da sitzen die Portemonnaies der zahlungswilligen Kundschaft eher locker – , gibt die Redaktion der westdeutschen Zeitschrift »Titanic« ein neues Buch heraus. Für gewöhnlich handelt es sich dabei um einen liebevoll zusammengestellten Sammelband, der zu Unrecht vergessene Geschmacklosigkeiten aus alten Heften und fragwürdige Witze enthält, die nie gedruckt, sondern nur auf der Webseite des Satiremagazins erschienen sind. Das ist eine gute, löbliche Tradition: Die unterbezahlten Redakteure scheffeln mittels des Verkaufs eines solchen »Prachtbandes« (»Titanic«) ein wenig zusätzliches Taschengeld, mit dem sie sich Bier und andere bewusstseinsweiternde Drogen kaufen können, und die Leser geben ihr sauer erspartes Geld endlich einmal für etwas anderes aus als Bier und andere bewusstseinsweiternde Drogen. So ist allen geholfen.

Das neu erschienene »Titanic«-Buch hat viele Vorzüge: Es ist angenehm dick (fast 400 Seiten), enthält also sehr viele Buchstaben, hat einen goldglänzenden Einband, der Sie und andere leicht zu beeindruckende Menschen zum Kauf des »Prachtbandes« (»Titanic«) verführen soll, und kostet genauso viel wie ein Kasten alkoholfreies Bier bei Rewe. Das Beste aber ist: Es enthält auch zahlreiche bunte Bilder, z.B. eines von Prinz Charles (»60 Jahre ohne Job: Englands faulster Arbeitsloser«) oder eines von einem Leopard-Panzer (»Das ist immer noch das Lieblingsauto der Deutschen«). Zugegeben, manche der in dem »Prachtband« (»Titanic«) vorkommenden Personen sind erfreulicherweise mittlerweile bereits völlig in Vergessenheit geraten (Pofalla, Thierse, Büttikofer), an andere hingegen erinnert man sich noch sehr gut (Kretschmann, Fleischhauer, Hitler). Das Buch hat auch einen aussagekräftigen Titel: »Die erste und endgültige Chronik des 21. Jahrhunderts«. Heute lesen in einer kleinen Kneipe in Berlin die Herausgeber daraus vor, vermutlich stundenlang (gäh). Dass Jusos an dem Abend freien Eintritt haben, sei gelogen gewesen, wie die »Titanic«-vorgestern klarstellte.

Lesung: »Die endgültige Chronik-lesung des 21. Jahrhunderts«, 24.1., Einlass 19 Uhr, Beginn 20 Uhr, im »Ernst«, Kreuzberg. Es lesen die »Titanic«-Redakteure Torsten Gaitzsch, Moritz Hürtgen und Tim Wolff. Gäste sind die »CulturMag«-Redakteurin Tina Manske und der Zeichner Elias Hauck (Hauck & Bauer).

## DSO bleibt beliebt

Auch unter seinem neuen Chefdirigenten Robin Ticciati legt das Deutsche Symphonie-Orchester Berlin (DSO) beim Publikum zu. Seit Januar 2017 seien 83 000 Zuhörer zu den Berliner Konzerten gekommen – so viele wie noch nie, teilte das DSO am Dienstag mit. Für 58 Konzerte in Berlin seien Tickets im Wert von 1,95 Millionen Euro verkauft worden (2016: 1,9 Millionen Euro). Die Auslastung lag bei 87 Prozent (2016: 86 Prozent). Der Brite Ticciati hat im September die Leitung des Orchesters übernommen. Mitte Februar geht das DSO mit Anton Bruckners 6. Sinfonie auf Tournee. Nach der Philharmonie (10. Februar) geht es nach Frankfurt (14.), Hamburg (15.) und Essen (16.). dpa

## Endlich wieder unabhängig



Eine Zeitung hat das Jahr 2018 zum Schicksalsjahr für Griechenland ausgerufen. Vielleicht schon im Sommer will das Land den Abschied von den Knebelverträgen der Geldgeber verkünden. Endlich wieder unabhängig! Und weil Wolfgang Schäuble in keiner Verhandlungsgruppe mehr sitzt, kann auch das Verhältnis zu den Deutschen wieder liebevollere Züge an-

nehmen. Das Filmfestival »Hellas Filmbox« leistet diesbezüglich seit Jahren Pionierarbeit.

Die diesjährige Ausgabe widmet sich dem neuen zypriotischen Kino. So liefert »Fish'n Chips« (Foto von Elias Demetriou eine neue Sichtweise auf Fragen zu Identität und Entfremdung. Ein Film über Zypriener der Diaspora, die den Schritt zurück in die Heimat wagen.

Zum Begleitprogramm des Festivals gehören Veranstaltungen, die mit großen Namen besetzt sind: Volker Schlöndorff, Friedrich Liechtenstein und Konstantin Wecker sind da nur eine Auswahl. nd

24. bis 28. Januar, Urban Spree, Revaler Straße 99, Friedrichshain, Programm: www.hellasfilmbox.de

# Maler der »verlorenen Generation«

Gerhart Hein und seine Breslauer Lehrer in der Salongalerie »Die Möwe«

Von Klaus Hammer

1929 nahm Otto Mueller, einstiger Vertreter des »Brücke«-Expressionismus, begeistert von einer Porträtzeichnung, den 19-jährigen Breslauer Gerhart Hein in seine Malklasse der Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in Breslau auf. Dieser besuchte dann aber auch die Klassen von Alexander Kanoldt, einem der wichtigsten Protagonisten der Neuen Sachlichkeit, Oskar Moll, einem Schüler Henri Matisse, Johannes Molzahn, der an der Gründung des Bauhauses in Weimar beteiligt war und sich in den zwanziger Jahren der abstrakten Malerei annäherte, Carlo Mense, Maler des rheinischen Expressionismus und der Neuen Sachlichkeit, sowie Oskar Schlemmer, der erst 1929 vom Bauhaus Dessau nach Breslau gekommen war.

Hein lernte also die ganze Palette der zeitgenössischen Kunst kennen. 1932 wurde die Akademie geschlossen; Hein gehörte zu den wenigen, die noch ein Jahr im Meisteratelier von Johannes Molzahn arbeiteten. Dann lebte und malte er mit seiner Frau, die Studentin in der Zeichenklasse von Paul Holz gewesen war, im schlesischen Riesengebirge und war im Baugewerbe tätig. Zu den Werken, die dann im Breslauer Museum als »entartet« beschlagnahmt wurden, gehörte auch ein Stilleben von ihm. Von der »Reichskulturkammer« wurde ihm verboten, seinen Beruf als freischaffender Maler weiterhin auszuüben. Im Krieg musste er an vorderster Front um das nackte Überleben kämpfen.

Nach 1947 war es ihm unmöglich, den Lebensunterhalt für seine fünfköpfige Familie als freischaffender Maler zu bestreiten. Er hat in Nürnberg in allen möglichen Berufen gearbeitet: als Wachmann, als Zeichner und Grafiker, als Polier auf Großbaustellen – und nebenbei hat er gemalt. Doch bekannt geworden ist er nicht. Seine Arbeiten vor dem Krieg waren zerstört worden oder verloren gegangen. Später ging dann die Sorge um seine schwer erkrankte Frau vor, sodass er auf einen dritten Anlauf im Malen verzichten musste. 1996, zwei Jahre vor seinem Tode, sagte er resigniert: »Ich habe keine



Gerhart Hein: Segelboote (1970), Mischtechnik mit Collage

Abb.: Salongalerie »Die Möwe«

Kraft mehr. Ich bin fertig.« Ausstellungen hatte Hein zu Lebzeiten so gut wie keine. Er, der Maler einer vergessenen, einer »verschollenen Generation«, blieb ein weitgehend Unbekannter in der Kunstszene.

Mit Unterstützung von Almut A. Hein, der Tochter des Malers, die dessen Nachlass betreut, hebt jetzt die Salongalerie »Die Möwe« das Werk Heins aus der Vergessenheit und präsentiert es zusammen mit Arbeiten seiner Lehrer der Breslauer Akademie der Berliner Öffentlichkeit. Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass schon das Kunstmuseum Bayreuth und das Museum Baden in Solingen Hein 2006 erstmals umfassend vorstellten, aber für Berlin kann man von einer Premiere sprechen.

Es scheint, als hätte Hein nach dem Krieg wieder dort angefangen, wo er 1933 in seiner künstlerischen Entwicklung unterbrochen wurde. Nur eine Arbeit, eben jene markante Porträtzeichnung von 1928/29, ist aus seiner frühen Werkphase erhalten geblieben. Aber an den gezeigten Arbeiten seiner Breslauer Lehrer kann

man ablesen, was da an Motiv- und Formneuerungen auf den jungen Hein eingestürzt sein musste, was er zu verarbeiten und zu Eigenem umzuformen hatte. Heins zarte Aquarelle aus den vierziger und fünfziger Jahren sind durch das Vorbild Oskar Molls und der Matisse-Schule ange-regt worden. Landschaftliche Eindrücke werden ausschnitthaft in rein formlose licht- und schattenhaltige Farbsubstanzen transponiert.

Doch dann hat Hein den Abstraktionsprozess der Motive bei gleichzeitiger Verdichtung der Fläche durch Farbe und Linienstrukturen weiter vorangetrieben. Er wollte eine Dynamisierung des Bildes erreichen, »die es unmöglich macht, sich in ihm niederzulassen – es soll unseren Lebensrhythmus teilen«, so schrieb er 1962.

In den fünfziger und sechziger Jahren entstehen lichtdurchtränkte, collageartige »Gewebe«, die an Georg Mücke und Paul Klee erinnern. Der Farbstrich drückt sichtbare Gesten der Bewegung des Pinsels aus, was an informelle Bilder denken lässt. Ja, ein Bewegungsvorgang wird hier nieder-

geschrieben: Die Linie gewinnt ihr selbstständiges Leben gegenüber den Gegenständen, die sich aus Liniengespinnsten traumhaft-phantastisch wie von selbst ergeben. Kleinstrukturen, scheinbar ohne Plan, träumerisch einandergereiht, tauchen aus dem Amorphen auf und wieder unter.

Alles ist richtungslos, voller Einfälle, ein Herauswachsen eines Elementes aus dem anderen, eine unendliche Kette von Assoziationen. Es macht ungeheure Entdeckerlust und Freude, diese Arbeiten zu betrachten. Indem Hein Linien, Bewegungen und Rhythmen im Bild immer wieder verdichtet, entsteht so etwas wie ein Rastersystem, welches die Korpuskularbewegung der Linien in ein vibrierendes, in sich schwingendes Kontinuum umsetzt. Ein durchscheinendes Raumbgitter entsteht, das im Raum schwebt und zwischen seinen Linien einen Teil des Raumes einschließt.

»Die Breslauer Kunstakademie: Gerhart Hein und seine Begleiter«, bis zum 14. April in der Salongalerie »Die Möwe«, Auguststr. 50 b, Mitte

## Stars ohne Allüren

Die Kammermusikreihe Spectrum Concerts wird 30

Von Antje Rößler

Ein solcher Anlass würde anderswo zu ausgedehnten Grußworten führen. Doch Frank Dodge, der vor 30 Jahren die Reihe Spectrum Concerts gründete, sagt vor dem Jubiläumskonzert nur einen Satz: »Um 20 Uhr wollen die Musiker spielen und die Besucher Musikk hören.« Die Musik, nicht der Interpret, steht im Vordergrund.

1988 traten die Spectrum Concerts erstmals an die West-Berliner Öffentlichkeit. Dort setzten sie Akzente, indem sie klassische und zeitgenössische Musik in ihren Programmen vereinten. Gründer Frank Dodge, von Hause aus Cellist, stammt aus Boston. Er zog 1982 an die Spree, um bei den Berliner Philharmonikern zu spielen. In seinem offen besetzten Kammermusik-Ensemble vereinte er bekannte Solisten und vielversprechende Nachwuchstalente. Von Beginn an stand bei Spectrum der transatlantische Gedanke im Vordergrund: Aufgeführt wurden Werke NS-verfolgter Künstler, die in die USA geflohen waren.

Heute besteht das Ensemble aus rund 20 kammermusikliebenden Künstlern, die auch als Solisten erfolgreich sind. So musizierten beim Jubiläumskonzert im Kammermusiksaal der Philharmonie am Montag der vielfach preisgekürnte russische Geiger Boris Brovtzyn, der Bratsche spielende Dirigent Maxim Rysanov oder Jens Peter Maintz, einst langjähriger Solocellist des Deutschen Symphonie-Orchesters Berlin.

In das späte Klarinettenquintett von Johannes Brahms brachten die fünf Künstlerpersönlichkeiten ihren individuellen Klang ein. In Sachen Feinabstimmung blieben sie nicht hinter einem festen Ensemble zurück. Der junge Klarinetist Thorsten Johanns ließ in Bezug auf dynamische Flexibilität, Weichheit und Klangschönheit in sämtlichen Registern keine Wünsche offen. Nach der Pause fand Béla Bartóks Klavierquintett eine furiose, spannungsreiche In-

*Im Mittelpunkt standen von Beginn an Werke NS-verfolgter Künstler, die in die USA geflohen waren.*

terpretation. Am Ende entfaltete das Stück bei Zigeuner-Tonleitern und Csardas-Rhythmen eine geradezu körperliche Wucht. Das Publikum johlte wie im Pop-Konzert.

Seit ihrer Gründung haben die Spectrum Concerts, auch bei zwei American Music Weeks, zahlreiche zeitgenössische Komponisten in den Blick der Öffentlichkeit gerückt. Besonders intensiv widmet man sich dem 2001 verstorbenen amerikanischen Komponisten Robert Help, der gleichsam die transatlantische Spectrum-Philosophie verkörperte: In seiner Heimat stand er in engem Kontakt mit europäischen Komponisten und setzte sich für deren Aufführungen ein. Bereits beim allerersten Spectrum-Konzert, am 22. Januar 1988, erklang Robert Help's »Nocturne für Streichquartett« aus dem Jahre 1960. Das sirrende, flirrende Nachtstück eröffnete nun auch das Jubiläumskonzert, wo die vier Streicher dem komplexen atonalen Satz großen sinnlichen Wohlklang entlockten.

Als in der Ära George W. Bush viele amerikanische Orchester und Kulturinstitutionen finanziell strauchelten, gründete Frank Dodge einen Ableger, der in New York und Los Angeles gastierte. Nach wie vor setzen die Spectrum-Künstler auf Musik als Mittel der Verständigung – unabhängig von den derzeit angekratzten politischen Beziehungen zu den USA.